

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 6. — Sonntag, den 6. Februar 1927.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Wintersport im Erzgebirge.

Von Dr. Walter Senfarth, Chemnitz.

(Aus „Mitteldeutsche Monatshefte“.)

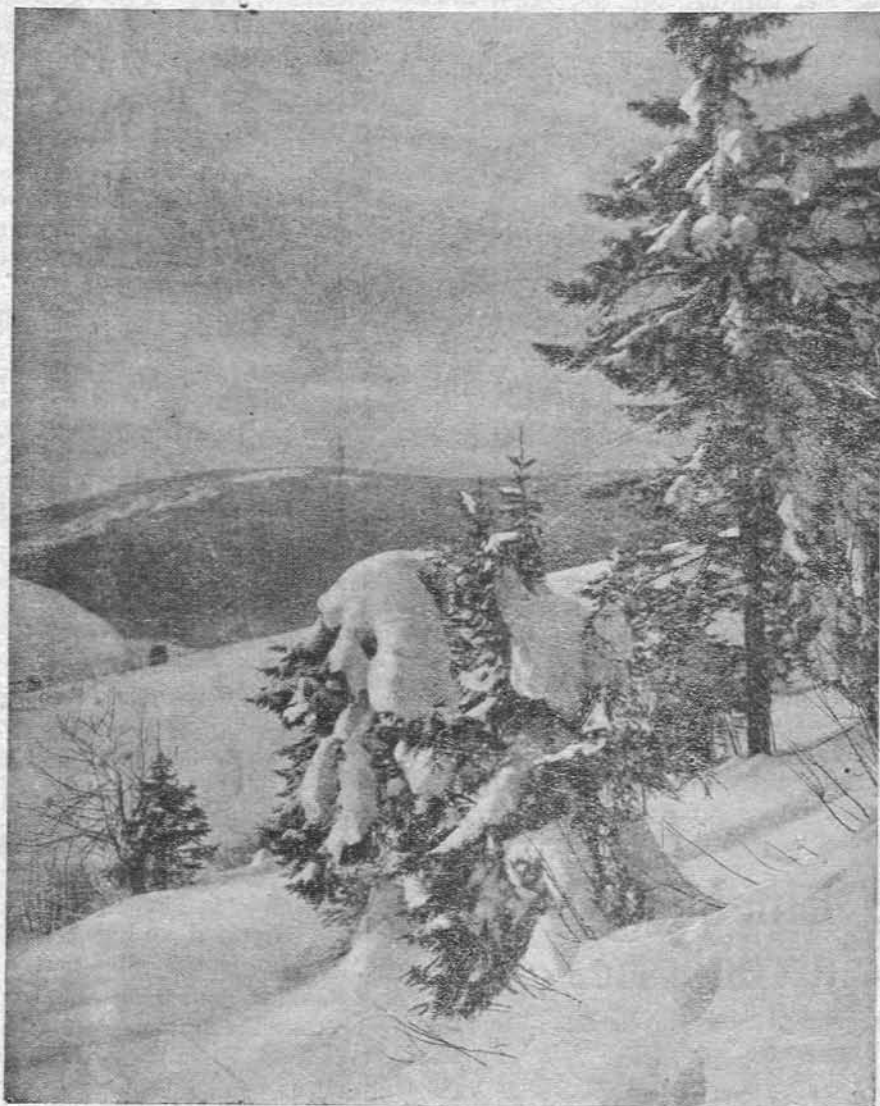
Wer von Sachsen spricht, denkt wohl in erster Linie an das Industrieland mit seiner dichten Bevölkerung, an die vielen rauchenden Fabrikesseln, an die Häusermeere seiner Großstädte, überlagert von Ruß und Qualm. Und doch ist dieses Land auch reich an Naturschönheiten eigener Art, die vielen noch unbekannt sind. Einen ganz besonderen Reiz landschaftlicher Schönheit bietet das obere Erzgebirge mit seinen dunklen Tälern, weiten, grünen Höhen, seinen düsteren Hochmooren und einsamen, hochgelegenen Ortschaften. Noch viel größer und eindrucksvoller erscheint das Gebirge, wenn der Winter seinen Einzug gehalten hat. Gewaltige Schneestürme brausen über die Berge, verwandeln oft in wenigen Stunden alles grüne Leben in eine kalte, weiße Pracht. Glücklicherweise Winterherrlichkeit

schauen darf! Während Fußwanderer und Rodler nur auf gebahntem Wege in das Reich des Winters vordringen können, durchstreift der Schneeschuhläufer in ungehinderter Freizügigkeit Tal und Höhen, glücklich seinem Drängen nach Wintersonne folgend. Ihm erschließt sich diese träumende Natur in weit höherem Maße, und das Hochgefühl ist grenzenlos, wenn er in tausender Fahrt, die flinken Bretter meisternd, diese Herrlichkeit sich zu eigen macht. —

Die bekanntesten und deshalb besuchtesten Wintersportplätze im oberen Erzgebirge sind Geising-Altenberg und Ripsdorf-Schellerhau im Osten, Oberwiesenthal und Johannegeorgenstadt im mittleren Teil und das Aschberggebiet im Westen, schon ins Vogtland hinübergreifend. Durch seine Höhenlage

besonders bevorzugt ist die kleine Stadt Oberwiesenthal (914 m) am Fuße des höchsten sächsischen Berges, des Fichtelberges (1214 m). Um dahin zu gelangen, benützen wir die Hauptstrecke Chemnitz-Weipert bis zur letzten größeren Stadt, Annaberg, und darüber hinaus bis Cranzahl,

wo wir die Kleinbahn besteigen. Mühsam klettert sie nun in vielen Kurven hinan durch tiefe Wälder, oft die niedrigen Dorfhäuschen steil unter sich lassend, bis sie in reichlicher Stunde das Städtchen erreicht. Dieses bietet durch eine Fülle von Gasthäusern, großzügig ausgestatteten Heimen und Privatwohnungen Unterkunft für die verschiedensten Ansprüche. Den Hauptanziehungspunkt bildet naturgemäß der Fichtelberg mit seinen mannigfachen Anstiegswegen. Wer seine Kräfte sparen will, kann mit der Schwebebahn in zehn Minuten Fahrt den Gipfel mit dem stattlichen Unterkunfts- haus erreichen, um sich von dort aus allen Freuden einer idealen Abfahrt auf tausendem Ski hingeben zu können. Der eine bevorzugt den schmalen, gewundenen „Reitsteig“, ein anderer fährt die alte Rodelbahn ab zum freien Hang am Jungferngrund. Bei tiefem Schnee führt am schnellsten die „Him-



Um Fichtelberg

Phot. Johannes Mühlner, Leipzig.

melsleiter“ zu Tal, allerdings auch dann nur für Geübte. Der Anfänger freut sich an der geruhlichen Abfahrt auf dem „Prinzenweg“ oder dem Fremdensteig, die ihn beide noch zum Ueberfluß ohne Anstrengung an die gemütliche Gaststätte des Neuen Hauses (1100 Meter) bringen.

Hier stehen in wenig hundert Metern Entfernung Sachsens Grenzpfähle gegen die Tschechoslowakei. Nur 1 Kilometer

weit westlich liegt auf einer weiten Hochmoorfläche das bescheidene Gottesgab, die höchste Stadt Mitteleuropas, umrahmt von Fichtelberg, Keilberg und Spitzberg. Hier oben an Sachsens Grenze hält der Winter eine lange Herrschaft. Oft überrascht er die Bevölkerung mitten in der Erntearbeit und gibt die dem Boden mühsam abgerungenen Früchte erst im Frühjahr frei.

Den zünftigen Skiläufer zieht es vom Neuen Haus hinüber in den nahegelegenen Zschengrund, der in seiner ganzen Ausdehnung noch auf reichsdeutschem Gebiet liegt. An den Steilhängen, die sich bis tief in den Grund hinabziehen, finden wir im Spätwinter ausgedehnte Wächtenzüge, die dadurch entstehen, daß vom Hochmoor herüber die eisigen Schneestürme gewaltige Schneemassen anwehen, die dem Grund einen nahezu alpinen Charakter verleihen. Dort überdauert der Schnee die für andre Gegenden oft verhängnisvollen Tauwetter-Perioden bis tief ins Frühjahr hinein. Selbst der verwöhnte Skiläufer findet hier ein abwechslungsreiches Übungsgebiet.

Wer jedoch Touren laufen will, strebt am oberen Rande des Zschengrundes entlang, hinüber ins böhmische Nachbargebiet, über die einsamen und sturmwüthen Sonnenwirbelhäuser dem Keilberg zu, dem höchsten Gipfel des Erzgebirges (1243 Meter). Weit schweift von hier oben der Blick über die endlos sich dehrenden Höhen des Erzgebirgskammes.

Wenn tagelang der Schneesturm gehaust hat, steht hier groß und geheimnisvoll ein Märchenwald. Phantastische Raufreifgestalten beugen ihre Häupter der Erde zu. Oft vermeint man Gnommen oder Tiere in diesen vereisten Bäumen zu erkennen. Wenn der Wind sie bewegt, klirren die gefrorenen Nester wie Glas. Wie ein Zunderhäuschen sieht das Berghaus aus. Hier gibt's böhmische Spezialgerichte von anerkannter Güte und — ebensowenig zu verachten — eine vorzügliche böhmische Musik.

Die Abfahrt vom Keilberg nach Oberwiesenthal hinunter ist eine der schönsten im Erzgebirge. Welch ein Gleiten und Schwingen durch schütterten Wald auf sonnigem Harg! Ein kurzer enger Hohlweg, der Aufmerksamkeit erfordert, und schon liegt die letzte große weiße Fläche am Waldrand vor uns, auf der man noch einmal richtig schwelgen kann in allen erdenklichen Möglichkeiten einer Skiabfahrt — dann ist der Talgrund von Oberwiesenthal erreicht.

Wie traumlich liegt der Ort in seiner Winterschönheit da! Zur Weihnachtszeit strahlen aus den Fenstern die Lichter der holzgeschnittenen Bergmänner und Christengel, und sind wir neugierig und lugen durch die Scheiben, so erblicken wir drinnen die oft kunstvoll aufgetragenen Pyramiden, die sich im Lichterglanze drehen, ein Stück alte bodenständige Poesie.

So bietet das Erzgebirge in seiner Eigenart, vornehmlich in seinem winterlichen Glanze, eine Fülle herrlichster Eindrücke. Jeder, der dieses Stück Erde kennengelernt hat, es auch lieben gelernt und kehrt nur zu gern zu ihm zurück als zu einer ewigen Quelle von Kraft und Freude.

Wie Georg Einkenel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier des oberen Erzgebirges.

Unsere schnelle Zeit vergift leider viel zu schnell. Darum ist es angebracht, von Zeit zu Zeit in den Spalten der Presse immer wieder die Blicke rückwärts zu lenken auf Männer, die sich um unsere engere Heimat speziell auch verdient gemacht haben, um an ihnen, besonders für unsere Jugend, Vorbilder der Tatkraft und des Schaffens aufzustellen. Zu denen, die vor Jahrhunderten bereits der Stadt Buchholz wirtschaftliche Pionierdienste geleistet haben, gehört ein Mann, dessen Name immer seltener genannt wird, und den wir heute einmal wieder der Vergessenheit entreißen wollen: Georg

Einkenel. Er hatte für das damalige wirtschaftliche Buchholz seine eigene Bedeutung und nicht selten ist die Frage aufgeworfen worden, ob er es war, der die Posamentenindustrie hier eingeführt hat. Hören wir, was der einstige *Diafonus* Dr. Hermann aus Buchholz über Georg Einkenel und seine Wirksamkeit schreibt.

Georg Einkenel.

1567—1616

5. Moß. 32, 7.

I. Wie Einkenel auf die Wanderung ging.

„Habe Gott vor Augen und im Herzen, so wirst du in keine Sünde willigen. Fürchte Gott, tue Recht, scheue Niemand. Sei ehrlich! Ehrliche Hand geht durchs ganze Land!“

So und mit ähnlichen Worten begrüßte der ehrsame, gottesfürchtige Posamentiermeister Jacob Einkenel in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl seinen am heiligen Himmelfahrtstage 1585 zum Gesellen gesprochenen hoffnungsvollen Sohn Georg Einkenel. Jetzt brachte die Mutter den vollen Becher edlen Nedarweines und einen stattlichen Kuchen. Sie trank den Wein dem Sohne zu und gab ihm mit tränenden Augen noch manche gute mütterliche Lehre. Sie bat ihn, nicht freigebig zu sein mit seinem Vertrauen, fest zu halten an seinem teuren evangelischen Glauben, um dessentwillen sie aus der Heimat in die Fremde und ins Elend gezogen. Sie bat ihn, durch Fleiß und Treue sich des Meisters Gunst zu verdienen, sich nicht an leichtfertige Dirnen zu hängen, nicht zu oft den Tanzboden zu besuchen, Würfelspiel und Zechgelage zu meiden, und wenn er etwas Rechtes erlernt, dann solle er sich ein Weib nehmen nach seinem Herzen. Nicht die reiche Mitgift mache des Hausstandes Glück, sondern frommer Sinn, gegenseitige Liebe und Zufriedenheit mit dem beschiedenen Los.

„Nun, zum Heiraten, dazu hat's noch Zeit“, sprach der Alte. „Erst muß der Junge hinaus in die Welt. Denn nur die Fremde macht den Meister. Geh!“, setzte er mit wehmütigem Tone hinzu. „Wandere, wie es das Geleß befiehlt und der Handwerksbrauch. Vater- und Muttersegen wird dich geleiten für und für!“

II. Einkenels Eltern müssen ihre Heimat verlassen.

Rüstig und gutes Mutes, begleitet von seinen lieben Eltern bis zum Tore, wanderte nun der 18jährige Jüngling am Montag nach dem Trinitatisfeste aus der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden, in der er fast 14 Jahre lang gelebt, um in der Fremde Welt und Menschen kennen zu lernen, dabei sich Arbeit zu suchen und seine Kenntnisse zu erweitern.

Es war nicht das erste Mal, daß er hinaus in die Fremde mußte. „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, droben ist mein Vaterland“, das war die Aufschrift der bisherigen Geschichte seines Geschlechts. Was die aus Salzburg vertriebenen Exulanten gesungen:

I bin a armer Exulant,
A so tu i mi schreiba.
Ma tuat mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das hatten auch seine Eltern und andere seiner Verwandtschaft gefühlt, da sie einstimmten mußten in das Pilgerlied der Holländischen und Flämischen Emigranten des 12. Jahrhunderts:

Naer Oosland willen wij rijden,
Naer Oostland willen wij mē,
Al over die groene heiden,
Daer isser en betere slē.

„Geh' aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will“, so hatte der Herr zu seinen Eltern gesprochen, da gegen Ende des Jahres 1567 in Antwerpen die Kunde einlief, Herzog Alba rücke mit einem Heere heran, um die Ordnung wiederher-

zustellen, d. h. die Ketzerei allenthalben in den Niederlanden auszurotten. Schon die plötzliche Ausweisung sämtlicher evangelischen Geistlichen im Frühjahr sowie die Niederreißung vieler kaum errichteten protestantischen Gotteshäuser ließ ahnen, was Philipp II. von Spanien plante, und ohne daß Margarete von Parma, die Statthalterin des Landes, ein Hindernis in den Weg gelegt hätte, verließen Calvinisten wie Lutheraner zu Tausenden ihr geliebtes Vaterland, um den drohenden kirchlichen Bedrückungen zu entgehen.

Es erfolgte die Auswanderung des Genies, des Verdienstes und des Reichtums. Es leerten sich die Häuser Antwerpens, und es verödeten die sonst so volkreichen Gassen. Antwerpen, welches vor der Ankunft Albas die volkreichste Stadt Europas war und wohl an 200 000 Einwohner hatte, zählte im Jahre 1589, demselben Jahre, da Georg Eimel nach Buchholz kam, deren nur noch 55 000. In der Blütezeit der Stadt besuchten täglich 5000 Menschen die Börse, und 2500 Fahrzeuge waren oft gleichzeitig auf der Schelde. Wenige Jahre später waren die großen kaufmännischen Warenlager leer, Fluß und Bassins verödet. Mehrere tausend Häuser von den 17 000, welche die Stadt umschloß, waren von den Einwohnern verlassen.

Auch Jacob Eimel und seine Frau nebst dem kaum ein Jahr alten Knäblein verließen die Stadt, wo ihres Bleibens nicht mehr sein konnte. Wollten sie doch eher alles verlassen, was ihnen lieb und teuer war, als ihren Glauben aufgeben, den schon so viele ihrer evangelischen Brüder auf dem blutgetränkten Märtyrerboden ihres Vaterlandes mit dem Tode besiegelt hatten. War es ihnen doch in allzulebhafter Erinnerung, was sie um ihres Glaubens willen in ihrer Stadt hatten durchmachen müssen, wie sie aus Furcht vor Verfolgungen nur Sonntags abends ihre gottesdienstlichen Versammlungen hatten abhalten können. Sie gedachten jenes Pfarrers, des nur etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Mels, der in der Schelde ertränkt wurde, weil die Antwerpener seine Predigten gerne hörten. Sie gedachten jenes Buchhändlers Jacob Lieswald, ihres Mitbürgers, der eine holländische Bibelübersetzung herausgab und wegen einer Bemerkung, in der er auf die alleinige Mittlerschaft Christi hinwies, den Tod erleiden mußte. Sie gedachten auch ihres lieben Glaubensbruders, des Handelsmanns Jean du Champ, der durch einen Gastfreund aus dem Ausland für die evangelische Lehre begeistert, einen kleinen Kreis in Antwerpen um sich gesammelt hatte und ihnen ein Führer zu Christo ward, bis seine Stimme durch die Flammen erstickt wurde. An alles dies und an noch vieles andere gedachten sie, drum zogen sie fort.

Und ein Glück war es für sie und das Knäblein, daß sie rechtzeitig den gefährlichen Boden Antwerpens verließen; denn nur wenige Monate später fiel sogar der wackere Bürgermeister dieser Stadt, Anton von Straelen, nebst einer großen Anzahl vornehmer Männer zu Vilvoorden nach gräßlichen Martern dem Halse der Spanier zum Opfer. Und auch kleine und Arme fanden keine Schonung, wenn sie als religiöse Neuerer betrachtet wurden. Ein Schneider Bartels, dessen Nachkommen später in Frankfurt ansässig waren, und welche seit dem Jahre 1789 wieder in Belgien ihres Glaubens leben, wagte es, die Brüder in Antwerpen in einem Keller um sich zu sammeln und ihnen zu predigen. Am 10. Juli 1568 wurde er dafür trotz seiner grauen Haare lebendig verbrannt.

Ungern schieden sie von Antwerpen, zumal sie dort einen lieben Hausfreund zurücklassen mußten, den die Liebe zu seiner Vaterstadt trotz der gefährlichen Zukunft zurückhielt. Es war der Posamentiermeister Jacques Thielens (Jacob Thiele), der zwar Calvinist war, aber mit dem sie ein inniges Freundschaftsverhältnis verband. Er war ein Witwer und hatte ebenfalls einen kleinen Sohn, namens Christoph, derselbe, der von unserem Georg Eimel aus Prag herbeigerufen, im Jahre 1590 in Buchholz als Posamentiermeister sich niederließ. Seinen baldigen Märtyrertod wohl ahnend, hat er den Eimel'schen Eheleuten als sein letztes Vermächtnis den Knaben anvertraut,

daß sie ihn mit ihrem eigenen, nur wenig jüngeren Söhnchen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufziehen und auch aus ihm einen tüchtigen und geschickten Posamentier machen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Wallensteins Truppen im Erzgebirge.

In großen Schrecken sollte das Obererzgebirge versetzt werden, als Wallenstein seine dem Kaiser ergebenen und aus allerlei Volk zusammengelesenen Truppen nach Sachsen führte. Der General Hald, Wallensteins Oberstfeldmarschall, ein Protestant aus Dänemark, sowie der Kroatenoberst Corbiß führten ihre Banden über Altenberg, Schneeberg und Annaberg durch unser Gebirge, wodurch dieses aufs höchste geängstigt ward. Am 10. August 1632 rückte der Vortrab des Hald'schen Heeres unter Oberst Jaak von Brandenstein vor Annaberg, wo nicht nur 2000 Taler Brandschatzung gezahlt werden mußten, sondern auch, trotz des gegebenen Ehrenwortes, die Stadt vor aller Anbitt zu schonen, in schrecklichster Weise geplündert und alles Vieh weggetrieben wurde.

Nach dieser Heldentat ging es weiter, und mitten in der Nacht kam die Bande vor Marienberg an. Ein kaiserlicher Trompeter sprengte vor das verschlossene Annaberger Tor und beehrte im Namen des Kaisers Öffnung und Uebergabe der Stadt. Der Bürgermeister Franke bat um einen Tag Bedenkzeit; der Trompeter ritt zurück und nach einer in großer Angst durchwachten Nacht öffnete man das Tor und — nirgends war ein feindlicher Soldat mehr zu erblicken. Die Gefahr war für diesmal abgewendet; aber die Angst stieg wieder aufs höchste, als man vernahm, daß der grausame General Hald selbst bereits in Schneeberg angekommen sei und sein Herr dort nicht nur alles geplündert und zerstört, sondern auch Fliehende und Flehende unbarmherzig niedergeschossen, viele Bürger getötet oder bis auf den Tod gequält, ja den Stadtrichter vor der Tür seines Hauses und einen 90jährigen Greis, den früheren Bürgermeister von Schlackenwerth, niedergemetzelt hatte.

Von Eger kommend, drang 1632, Mitte August, der General Hald mit seinen Scharen über Elbogen, Neudorf nach Eibenstock und von da gegen Schneeberg vor. Gar übel hatten die Kroaten überall gehaust. Schwarzenberg, Schneeberg, Lößnitz, Grünhain, Elterlein, Geyer wurden geplündert und niedergebrannt. Schreckliche Zeiten waren gekommen. Das liebe Getreide wurde zertreten, viele hundert Stück Vieh wurden geraubt, von den Marketen teurer verkauft, Brot und Bier wurde durch dieselben abgeführt und dadurch Hunger, Brotmangel, Zagen und Wehklagen verursacht.

Zur Mitarbeit an den Erzgebirgischen Heimatblättern der D. Z.

bitten wir alle unsere Leser, geeignetes Bildmaterial aus alter Zeit, sowie Beschreibungen historischer und sonstiger Begebenheiten aus dem Erzgebirge an unsere Redaktion einzusenden. Ein Jeder hilft so das Band der Liebe zu unserer erzgebirgischen Heimat und unserem lieben Vaterland immer fester knüpfen und schafft den Lesern der alten Heimat-Zeitung ein vergnügtes Feierabend-Lesestündchen.



Noch 'n Feierohnd.

De Walt is groß.

(Nachdruck verboten.)

De Hanslieb-Bertha aus dr Gemaa¹⁾
mußt' dringlich mol nach Wolkenstaa,
weil drinne uff dann Amtsgericht
'ne Erbschaft sollt' miet war'n geschlicht't.

De Bertha — an de Siebzig nah —
kannt' weder Post, noch Eisenbah';
doch war sche noch recht gut ze Fuß —
zum Dorf „naus“ kam se net gar groß.

Nu fuhr doch dicht beim Dörf'l dra
durch's Tol de Staadtler²⁾ Eisenbah'.
Viel gute Wort un Rederei
bracht'n se aah in's Züg'l nei.

De erschte Fahrt! Nu ging se lus;
ihr Harz wur „flaa“, de Wang wurn „groß“,
's war 's greßte Wunner in ihr'n Laam:
Vorbei flug Garten, Haus un Baam!

Beim Aussteig'n war net viel Gewühl,
drüm kam se glücklich an ihr Ziel.
In Barg nauf war sche ganz allah³⁾
un kunnt zeitweilig rückwärts sah. —

Beim Amtmaa hot se viel vermald't,
Troßt hot se kriegt — bluß net viel Gald;
nu hot se noch zwaa Reigrosch gaam,
un 's Züg'l fuhr sche wieder hamm.

War do a Trag'n un a Queel'n⁴⁾,
de Grumutter möcht' viel dröhl'n. —
Die ruhete erscht 'ne Viertelfund',
dann tat sich auf ihr weiser Mund:

„Ich hätt' in Laam doch net gedacht,
daß Gott die Walt zu „groß“ gemacht:
'ne ganz'n „Nil“⁵⁾ hob ich gesah' —
„Aegypten“⁶⁾ un aah — — Wolkenstaa!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Dorfgemeinde. ²⁾ Zöbstädter Eisenbahn. ³⁾ allein. ⁴⁾ ein Quälen. ⁵⁾ die Elbe. ⁶⁾ Schönbrunner Gegend.

De vergächten Bugelsteller.

(Von einem Schlettauer Leser.)

Vor e fußig un noch meh Gahrn wur bei uns noch släßig
Bugeln gestellt. Do hattn se immer en Lockvogel un e tichtige
Portion Leimruttin. Gewöhnlich hat e su e Bugelsteller drhäm
in ganzen Sah Bugeln, in Zäßig, in Haanftlich und in Stieltig.
's hot manichmol lang gedauert, eh' se die Begele zamm drwischt
hattn, un se mußt'n wie oft laasn, eh se zammpassett'n. Orbei
mußt'n se lausig of de Ratt spanne, doß dr Blizeblank net drzu
kam, sonst war dr Lockvogel un drhäm de Begele aa wag, un
draufnauf mußt'n se aa noch brumme.

Do machet nu aa emol dr alte Zmil un dr Heinerich fort
of de Stellerei. Dr Heinerich brauchet in Haanftlichah. Se
wolln mitenanner nauf an Hiebel, do standn raachte schiene
un se warn aa ugestärt. Ne Bauer mitn Lockvogel hattn se
raacht schie in e Tichel eigepadt, wos dr Zmil immer zin liefrn
nahm. De Leimruttin wolln se aart draußen ahricht'n. Wie
se aus'n Staadel naus warn, trofn se ne Edeward, daar hat
ohgeschniedn un wollt ohliefern gieh. „Wu wollt'r dä hie?“
freget dr'sche. — „Mr wolln emol noch dr Miewe, dr Heinerich
brauchet in Haanftlichah, un do wolln mr mol saah, ob mr känn
tausch'n kenne,“ sahtn se. — „No, do läßt Eich nür net beschum-
meln, den Dingerich känn ich, daar hot mr vor ätling Gahrn
emol e Siee aufgehängt,“ gob ne dr Edeward miet ofn Waag.
Die zwä machetn wätr un dr Edeward aa, er loff orndlich
scharf, doß er wieder neie Zutat kriechet, domit er wieder ah-
schwäfn konnt. Off ähmol bläht er traatn, er überlegt sich dos
Ding un denkt, die Bridr hom mich doch ihe verfoht, die ginne
doch Bugelstelln; na wart nür, eich will ich äns auswischn,
ihr sollt emoll laasn lerne. Klirr, kehrt er wieder im un macht
wieder ehäm. Sei Minel war ofn Eberbudn un machet gleich
runner, se dacht, 's wär epp'r e Handwerksbursh. „Bist de dä
schie wieder do?“ freget se ne. — „Alts Gelapp, hul emol ne
Schignroß runnt un puß de Knäpp, iech muß gleich wieder
fort,“ kriechets Minel zr Antwort. Er machet vorn naus un
gucket zr Stroß naus, do sooch er die zwä Karln noch off dr
Käpp, se warn 'ne Quirwaag naus gemacht. Nu wußt dr doch,
wu se hieginge, un ging saalberscht wieder nei in de Stub un
trank aarscht noch e Schalle Kaffee. Nocher zug er sänn Schign-
roß ah, seket ne Tschacko auf, schnallet im, nahm sei Schign-
flint off'n Budel un wollt nu fort. „Znu, Edeward, wu willstie
dä hie,“ freget sei Minel wieder. — „Alte Reigier, ihe hoh iech
fä Zeit, iech sog dersch, wänn iech wiederkomm,“ un fedr gings,
aa ne Ding naus.

De zwä Bugelsteller hattn derweile draußn ahgericht, de
Ruttin gelegt un ne Bauer mit'n Begele an e Stang gehängt,
doß die annern Begele dänn Lockvogel raacht schie finge häretn.
Wie se saartig warn, machetn se sich naa an Rand. Der Heinz-
rich bracht e Schossackel aus dr Rodschees, 's ging for zwä Re-
grosch Kimmel nei in dos Flaschl. Se hohm jedr emol gelacht
un hohm mitenanner discheriert. Der Zmil passet ofs Begele
auf un der Heinerich spannet, ob jemand kam. Se hattn noch
e paarmol gelacht un hattn ne Kimmel ball raus, do sooch der
Heinerich enn mit blankn Knäppn un mit der Flint off'n Budel.
„Znu du Uhgeliß, Zmil, do drinne kimmt e Mannsn, dos is
mei Tag der Schandarm, daar hoht uns aa schie gesah; er
kimmt gerod off uns zu,“ saht ar zin Zmil. — „Nu, do wolln
mr uns nür schwach machn, mah dr Bauer mitn Begele schtieh
bleim,“ gob der Zmil zur Antwort un rann nauf nong Wald
zu, der Heinerich enooh.

Der Edeward, dos Schindludr, dar war'sch naamlisch, bläket
feste halt. Die Zwäe warn obr net ze halt'n, die ranne, wos
se nür konntn, bis se in Wald nei warn. Dr Edeward nohm
ne Bauer vu der Stang runnt un machet mitn Begele wieder
's Ding nei.

De zwä Bugelsteller trot'n nu mit Haarzkloppn in Wald
un hom mitenanner berotschlogt, wos se nu machn sollt'n. Dorst
se dr Schandarm erkannt hohm, do nahm där doch aa noch de
annern Begele wäg, die se derhäm noch hänge hattn. „Wäkte,
wos mer machn,“ saht der Heinerich, „mer machn ihe nei zin
Hofmann un trinkt e Glos Bier, amende kimmt e Bekamter,
daan schidn mer ze unnere Weibr, die möng de Bugeln fort-
schaffn.“ — „Hast raacht, Heinerich, dos machn mer.“ — Se
hattn aa Gelid, se trofn ne Gottlieb un dän hohm ses gesah.
Se sei nocher net zin Hofmann, se sei of de Zinknburg. Geeng
Ohnd sei se nocher ehäm. De Weibr hattn aa de Bugeln fort-
geschafft. Weil der Schandarm odr net kam de nächstn Tog,
hohm se se aa wieder geholt. Der Edeward obr, daar hot sieh
ne Budel voll gelacht, doß er die zwä Karln esu in Trapp ge-
bracht hot, un hot 'ne speir aa ne Lockvogel wieder gaam.

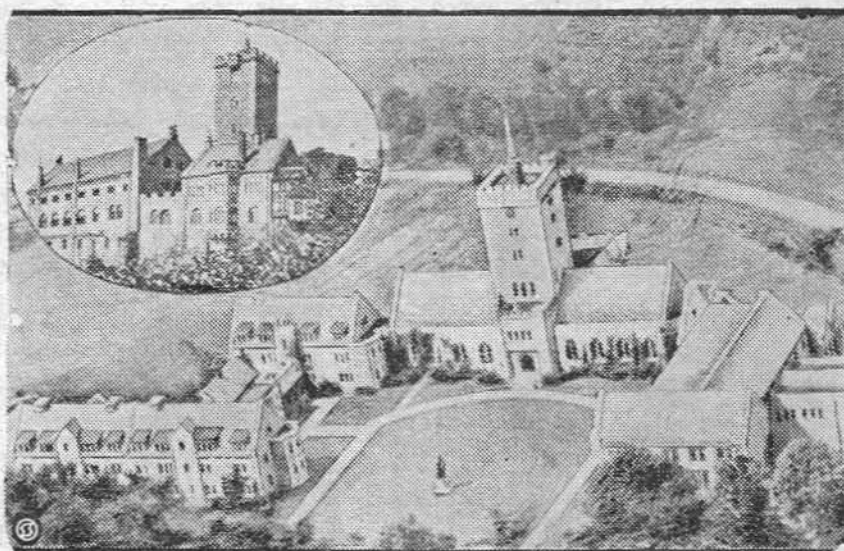
Illustrierte Wochenbeilage

der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 6.

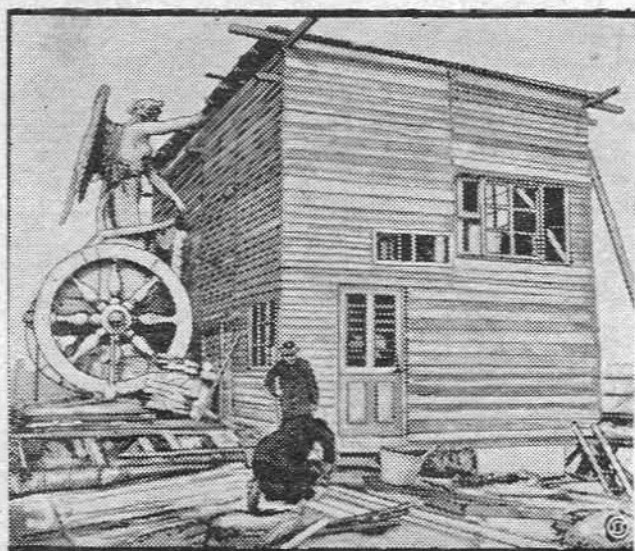
Sonntag, den 6. Februar

1927.



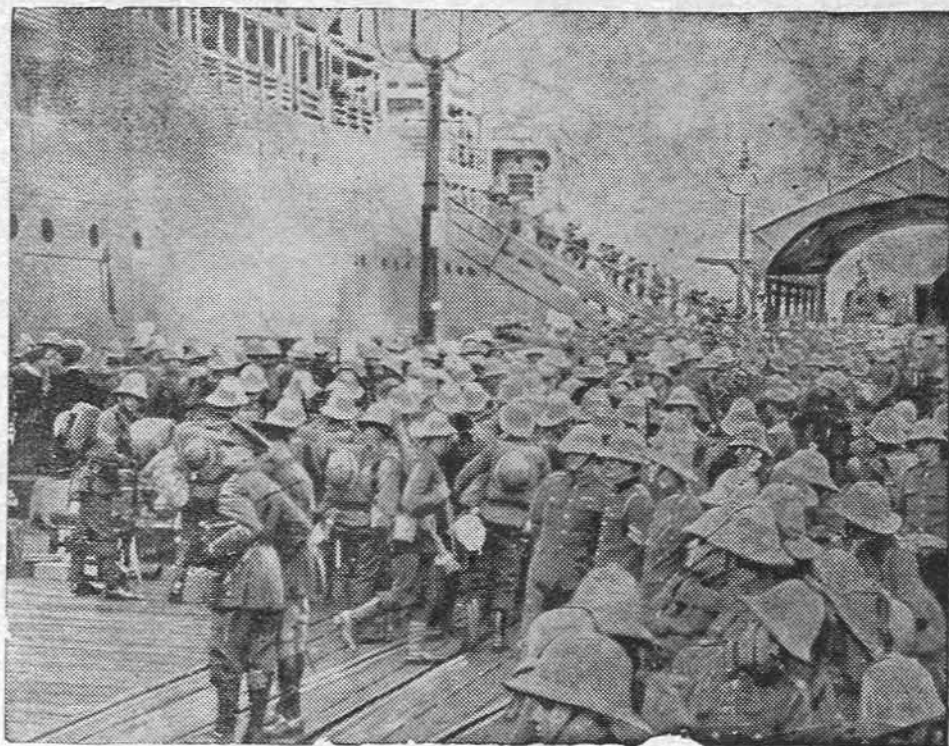
Eine amerikanische Wartburg.

Nicht weit von Chicago wird von der Synode Iowa der evangelisch-lutherischen Kirche die Dubuque-Schule unterhalten. Das Gebäude ist von Dwight Heald Perkins, Chicago, entworfen worden und lehnt sich stark an den Stil der „deutschen Wartburg“ an. Unser Bild zeigt die amerikanische Wartburg, in der Nähe von Chicago, und im Oval ihr Vorbild.



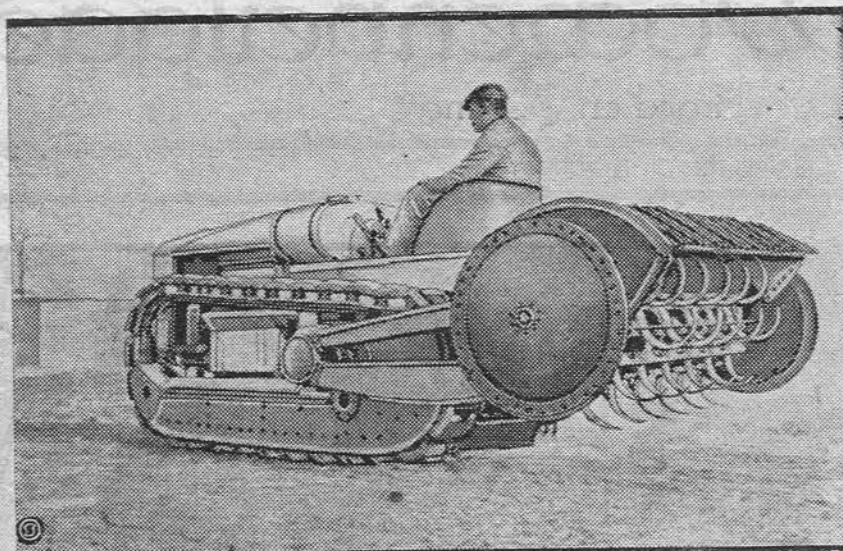
Der Pferde Stall auf dem Brandenburger Tor.

Um die Instandsetzung der Quadriga auf dem Brandenburger Tor, deren Eisengerüste im Innern durch die Witterungseinflüsse zerstört war, auch bei Frost fortsetzen zu können, ist jetzt um die Bronzepferde herum ein Schutzhäuschen gebaut und sind gewissermaßen über Winter „in den Stall“ gebracht worden, um so von dem Wetter vollkommen unabhängig zu sein.

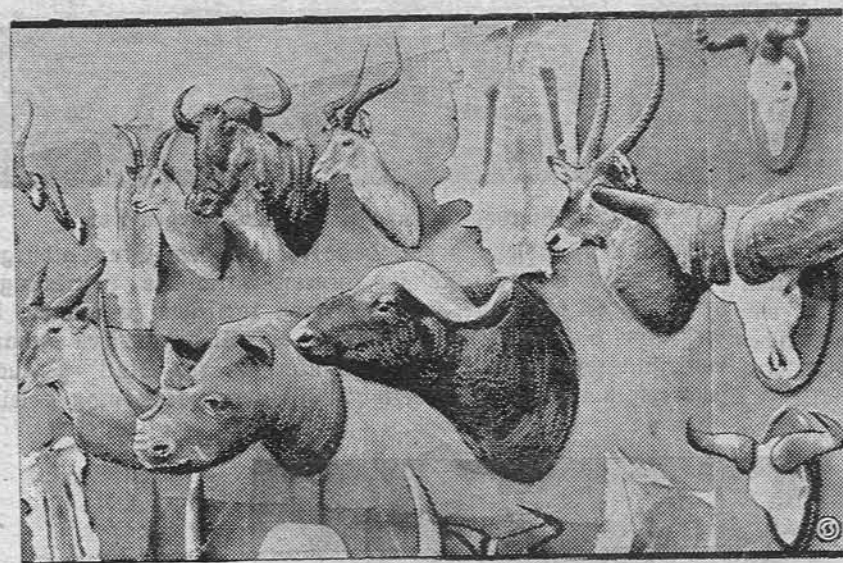


Englands Besorgnis um Schanghai.

Um die für England besonders wertvolle Niederlassung in Schanghai zu schützen, läßt das britische Reich nichts unverjucht. Ganz abgesehen davon, daß eine recht respectable Truppenmacht auf die Beine gebracht ist, hat England sich auch an die anderen Staaten gewandt, die im Fremdenviertel Schanghai ihre Niederlassung haben. Bisher hat Japan kühl abgelehnt, Amerika geht seine eigenen Wege. Die Zahl der marschbereiten englischen Truppen betrug am 26. Januar schon rund 20 000 Mann, unter denen sich bekannte Regimenter befinden. Die Admiralität wird am 10. Februar die achte Zerstörerflottille nach China in See gehen lassen.



Kombinierter Pflugchar-Motor auf Raupentrecker.



Jagd-Trophäen aus den deutschen Kolonien.



Der Hertha-Tormächter bei der Abwehr eines gefährlichen Angriffes.

Die „Grüne Woche“ eröffnet.

Am Sonnabend wurde in Berlin in allen drei Ausstellungshallen auf dem Messegelände die diesjährige Grüne Woche eröffnet. Die Ausstellung der Landwirtschaftlichen Woche, zusammen mit der Jagdausstellung, hat auch in diesem Jahre eine neue Bereicherung erfahren insofern, als auch der deutsche Forstverein sich den Veranstaltern angeschlossen und eine besondere Forstaussstellung veranstaltet hat. In der alten Autohalle findet eine Kaninchen- und Geflügelausstellung statt. Der preußische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger und Oberbürgermeister Dr. Boß eröffneten mit feierlichen Ansprüchen, in denen sie die Notwendigkeit der weiteren Verständigung zwischen Stadt und Land und die Bedeutung der Ausstellung für diese Verständigung betonten, die zweite Berliner Grüne Woche. Eine große Anzahl von Landwirten, Jägern und Förstern, die zum Besuch der Ausstellung in Berlin eingetroffen sind, belebt das Berliner Stadtbild.

Vierte deutsche Jagdausstellung.

Im Rahmen der landwirtschaftlichen Woche, der „Grünen Woche Berlin 1927“, ist diesmal eine große Jagdausstellung veranstaltet worden. Aus allen Teilen des Reiches, aber auch aus den Karpathen, den Donauauen, Tirol und Polen, sind Jagdtrophäen aller Art an die Ausstellungsleitung geliefert worden. Die Ausstellung bietet diesmal einen umfassenden Überblick über die Wildbahnen Deutschlands. Die „Grüne Woche“ wird am Sonnabend mit einem feierlichen Festakt eröffnet werden.

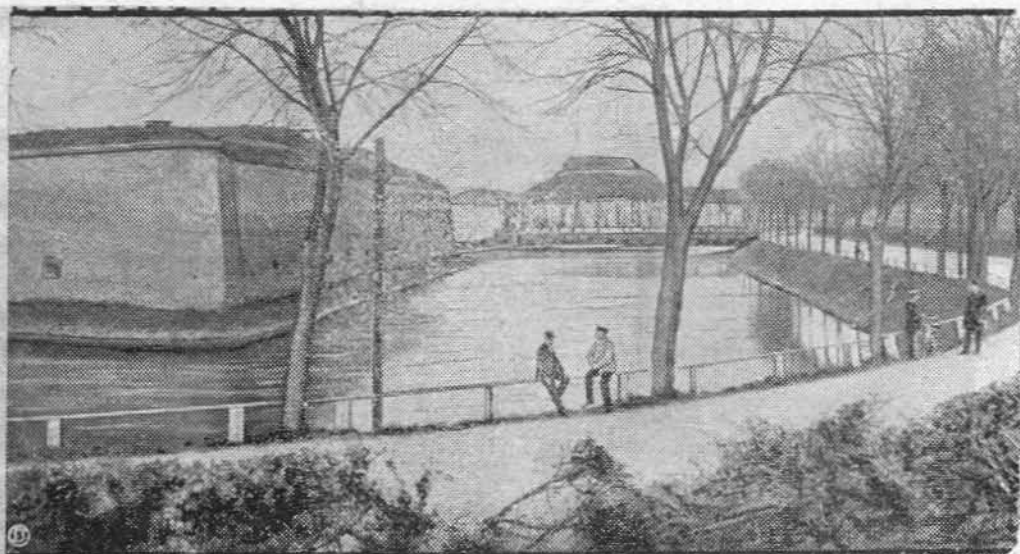
Der unentschiedene Entscheidungsrampf.

Vor fast 30 000 Zuschauern fand am Sonntag der Fußballkampf zwischen den beiden besten Berliner Fußballklubs Hertha und Tennis-Borussia statt. Die beiden Rivalen, die seit langer Zeit um die Meisterschaft in Berlin kämpfen, traten in bester Form und mit ihren besten Mannschaften an. Das außerordentlich interessante Spiel endete jedoch unentschieden, da keine Seite ein Tor zu erzielen vermochte.

Erzgebirger! Euer Heimatblatt ist die Obererzgebirgische Zeitung.

Einigung über die Ostfestungen.

Zwischen dem Interalliierten Militärkomitee, der Botschafterkonferenz und den deutschen Delegierten, sowie General von Pawelsch und Geheimrat Forster, ist in der Festungsfrage eine Einigung erzielt worden. Danach dürfen keine anderen Befestigungsanlagen bestehen bleiben als jene, die 1920 von der Interalliierten Kontrollkommission festgelegt wurden. Besonders Bestimmungen legen die Bedingungen über die Aufrechterhaltung und den Unterhalt dieser Feldwerke fest. In großen Linien ist zugestanden die Zerstörung der Befestigungen von Küstrin und Glogau, sowie von 22 befestigten Bauten in der Gegend von Königsberg.



Altes Küstriner Festungswerk.

Rettungsboote mit Radioseestation.

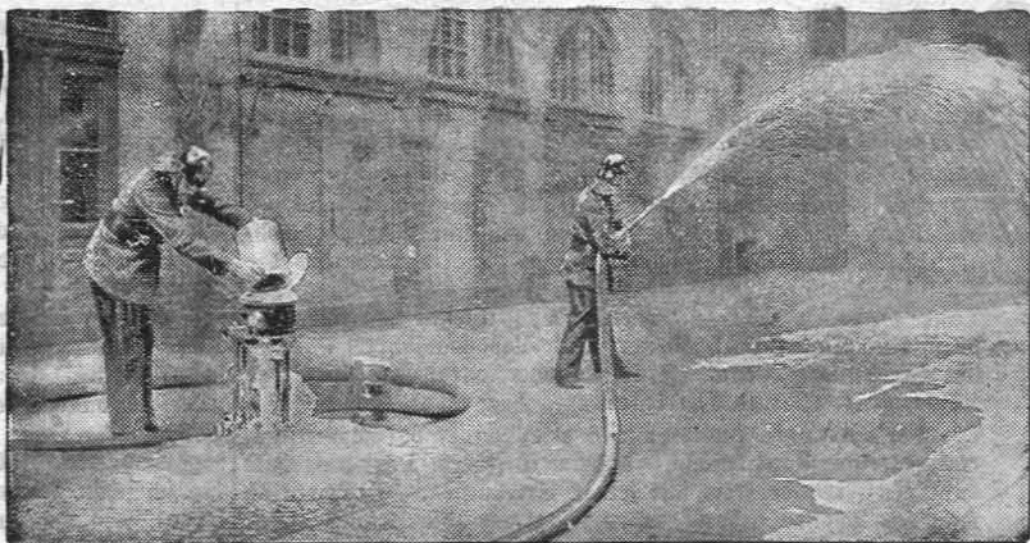
Die Hamburg-Amerika-Linie hat die Rettungsboote ihrer Passagierdampfer mit neuen Motoren und einer Radioanlage ausgerüstet, um auf hoher See rasch Hilfe herbeirufen zu können.



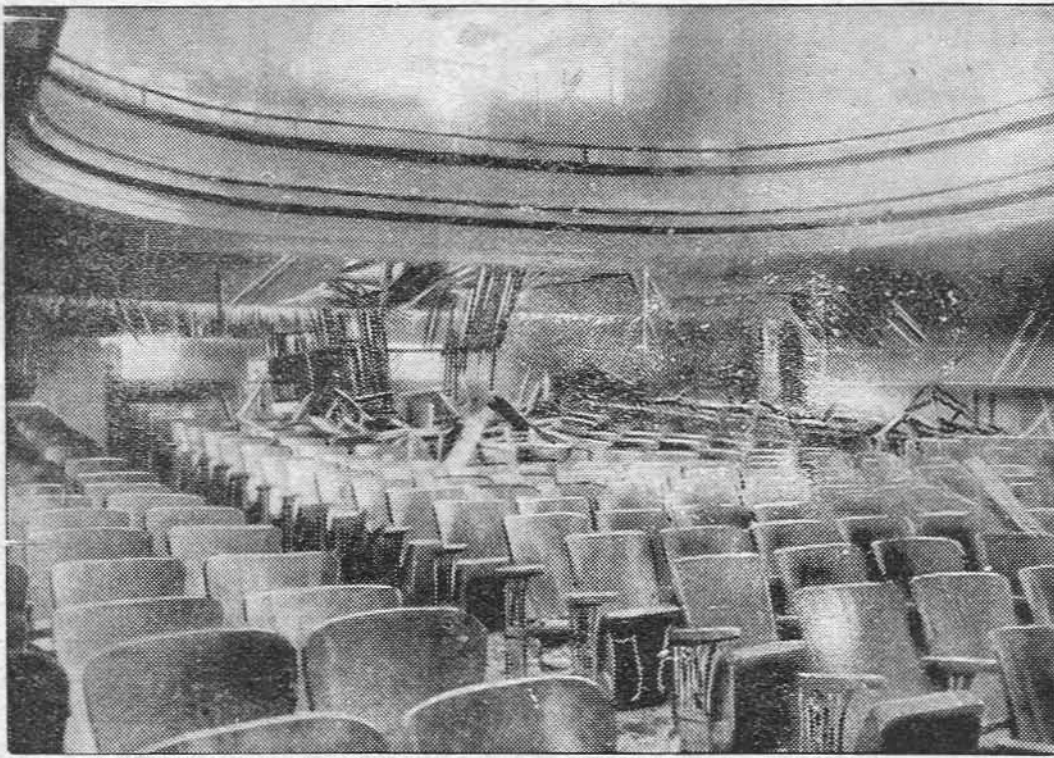
Boot vom Dampfer „Albert Ballin“ mit FT-Antenne.

Mit Seifenschaum gegen brennendes Benzin.

Die Feuerwehr hatte es bisher nicht leicht, größere Benzinbrände zu bewältigen, da die Bekämpfung mit Wasser nicht ausreicht. Seit einiger Zeit hat man ein neues System zur Anwendung gebracht, nämlich den Angriff von Benzin- und Autobränden durch den sog. „Schaumlöcher“, d. h. durch einen Apparat, der Seifenschaum erzeugt. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß dieser besonders hergestellte Schaum brennendes Benzin auflöst. Wie uns von der Feuerwehr dazu mitgeteilt wird, sind in Berlin mehrere Wagen bereits mit dem „Schaumlöcher“ ausgerüstet, der überall dort verwendet werden soll, wo es sich um größere Benzin-Explosionen handelt.



Seifenschaum gegen brennendes Benzin.



Der Innenraum des Kinos nach der Katastrophe.

Das Unglück im Kino zu Montreal.

Anfang Januar ereignete sich in einem Kino zu Montreal, der in der kanadischen Provinz Quebec gelegenen bedeutenden Handelsstadt, ein schreckliches Unglück: In wenigen Minuten starben 78 Kinder, die infolge plötzlich ausbrechender Panik sich gegenseitig niederstießen. Man hatte bemerkt, daß während der Vorstellung — es war an einem Sonntagnachmittag — Flammen aus dem Filmraum unter der Galerie herauschlügen. Auf den Ruf „Feuer“ begannen die Besucher sich zunächst in voller Ordnung zu entfernen, auch die Kinder, die vorwiegend die Galerieplätze besetzt hielten, verließen zunächst ohne Hast das Haus. Plötzlich aber begann das Drama; vielleicht durch Stolpern eines der Kinder bildete sich ein dichter Knäuel von Leibern, in dem die armen Kleinen erstickten.

HUMOR DER WOCHE

Kindermund. Auf einer Wiese spielt die kleine vierjährige Baronesse mit Ball und Reifen, die Erzieherin sitzt auf einem Feldstuhl und liest. Da fällt das kleine Fräulein und kommt weinend mit den Worten zur Erzieherin gelaufen: „O, Fräulein, jetzt bin ich in das Gras gefallen, was die Kuh schon gegessen hatte.“

Beim Worte genommen. Bauer (einen Ochsen führend). Schutzmann: „Sehen Sie nicht, daß der Weg für Fußgänger bestimmt ist?“ Bauer: „Ja, mei Ochse geht ja a zu Fuß!“

Der Liebesbrief. „Gestern ist mein Bräutigam furchtbar wütend geworden. Er hat in meiner Schublade einen alten, ungeöffneten Liebesbrief gefunden.“ — „Wenn er nicht geöffnet war, brauchte er doch nicht wütend zu werden.“ — „Doch, der Brief war ja von ihm.“

Der neue Papa. „Weißt du schon, Friß, daß wir einen neuen Papa bekommen?“ — „Wieso?“ — „Mama will wieder heiraten.“ — „Wen denn, Karl?“ — „Den alten Herrn Meier, der uns noch nie Bonbons mitgebracht hat.“ — „Das soll unser Papa werden?“ — „Ja.“ — „Geschieht ihm ganz recht.“

Die verblüffende Antwort. Der kleine Peter lügt manchmal. Mama will ihm das abgewöhnen. „In deinem Alter habe ich niemals eine Lüge gesagt!“ belehrt sie ihn. — „Wann hast du denn angefangen, Mama?“ fragt Peter.

Der Seismograph. Ein Dresdner Professor jagt sich an den Kopf. Sein Privatseismograph verzeichnet heftige Erderschütterungen in allernächster Nähe. Die Karten mit der Geologie der Erde schaukeln an den Wänden. Der Topf von Tante Hannchen fällt zu Boden. Der Professor rast wie wild durch das ganze Haus: „Rettet euch! Lebensgefahr!“ — — — Es war blinder Alarm. Frau Kommerzienrat Hobelspan aus Kößchenbroda lernte Charleston.

Der verkannte Bubitopf. Ein alter Bauer hat zum erstenmal eine Großstadt besucht. Daheim in seinem Dorf unterhält er seinen Freundeskreis mit seinen Erlebnissen. — „Schrecklich muß der Typhus gehaust haben,“ sagt er, „die Frauen liefen alle mit abgeschnittenen Haaren herum.“

Panne. Automobilisten, die in einem Gebirgsdorfe infolge einer Panne zu übernachten gezwungen sind: „Das Zimmer sollen wir nehmen?“ — Bäuerin: „Jawohl! Das gebe ich immer den Herren Automobilisten. Und die behalten dann nachts gleich ihre Gummimäntel an, weils durch den Plafond ein bißchen durchregnet.“

In der Schule. „Paß auf, Müller: Wenn 13 Mann eine Wiese in drei Stunden mähen, wie lange brauchen dann 20 Mann?“ — „Wenn die 13 es schon getan haben, Herr Lehrer, brauchen die 20 es gar nicht mehr zu tun.“

Konservative Kunstanschauung. Frau Beerbohm ist im Schauspielhaus abonniert. Ihre Nachbarin will sie überreden, doch einmal zu wechseln und in einem anderen Theater zu abonnieren, wo es auch sehr schön sei. — „Nööö“, meint Frau Beerbohm, „ich bleib in'n Schauspielhaus. Da hab' ich nu' all zwanzig Jahre lang denselben Garderobehaken — da geh' ich nich' mehr weg!“

Die kleinen Kannibalen. „Warum weinst du denn, Ursel?“ — „Ach, Mutti, die Kinder wollen Menschenfresser spielen, und ich bin die Diäste von allen.“

Der Verlorene. „Was, der Herr Zich heiratet?“ — „Ja, und sogar ein gebildetes Mädel. Sie spricht vier Sprachen.“ — „Na, ich danke, da kommt er ja zu gar keinem Wort.“

Au! Zwei Betrunkene unterhalten sich. „Welches Tier kommt in Deutschland nicht vor?“ — „Davon habe ich keine Verstehe.“ — „Mensch, det is mein Köter unterm Bette, wenn ich ihn rufe.“

Aus der Schule. Der Lehrer erzählt vom Winterschlaf der Tiere. Dann fragt er die Schüler, ob jemand ein solches Geschöpf nennen kann, das einen Winterschlaf hält. Kurtchen: „Der Weihnachtsmann, Herr Lehrer — nur hält ihn dieser im Sommer!“

Gemütlich. „Mit Ihrem Mittel gegen meine rote Nase bin ich schön hereingefallen: sie ist blau geworden, wie Sie sehen!“ — „Hm, ja. Hätten Sie sie lieber in einer anderen Farbe gehabt?“